Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.)

Herausgeber: Reg. Rath Dr. Wilh. Edl. v. Well. — Hauptredacteur: Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas.

No. 25. Wien, den 17. Juni. 1848.

1.

Original-Mittheilungen.

Die nützliche Anwendung der *Aqua saturnina* bei den eingeklemmten Brüchen.

Von Dr. Neuhold, k. k. Regimentsarzt.

Nachdem von Neuberg und Seitl gegen eingeklemmte Brüche zuerst und mit ausgezeichnetem Nutzen Clystiere der *Aqua saturnina* zum Gebrauch empfohlen wurden, habe ich mir diese wichtige und wohlthätige Wirkung für die Menschheit bei sich ergebender Gelegenheit zu versuchen und den Erfolg hievon bekannt zu geben zur Aufgabe gemacht.

Ich gebe mir hiermit die Ehre, durch kurze Krankheitsskizzen die mir vorgekommenen einzelnen Fälle der eingeklemmten Brüche, welche durch die Clystiere von Bleiwasser geheilt wurden, zu erörtern und die Behandlungsweise recht dringend zur unparteiischen Prüfung anzuempfehlen; da mir die Überzeugung gewiss ist, dass durch eine allgemeine Anwendung des Bleiwassers bei eingeklemmten Brüchen die blutige Operation des Bruchschnittes zu den Seltenheiten gezählt werden dürfte, und so manches Menschenleben erhalten werden könnte.

Die Thatsache an sich wird, hoffe ich, ihrer grossen Wichtigkeit wegen nicht unbeachtet bleiben, und es wird aus den mehrfältigen Versuchen und gemachten Beobachtungen dieser Gegenstand nach seinem wahren Werthe, hoffentlich bald, allgemein nutzbringend für die an dieser Krankheit leidenden Menschen um so mehr sein, wenn man sich durch die auffallend günstigen Resultate der in Anwendung gebrachten Behandlungsweise selbst die Überzeugung verschaffen wird, welche schätzbare Wohlthat für die leidende Menschheit durch dieses vortreffliche Heilmittel erwächst. Die Bleiwasserclystiere sind bei Einklemmungen, welche unter den verschiedensten Verhältnissen und Formen auftraten, von mir stets mit dem ausgezeichnetsten Erfolge angewendet worden, und nie ist der geringste Nachtheil weder während noch nach ihrem Gebrauche entstanden, oder die leiseste Andeutung einer Bleivergiftung wahrgenommen worden; selbst da nicht, wo dem Kranken 4 bis 6 Clystiere, jedes mit 10 Gran Bleizucker, in den Darmcanal eingespritzt wurden.

Dass eine mehr ausgebreitete Beobachtung in Betreff der guten Wirkung dieses Mittels in Zukunft günstig dafür entscheiden wird, bin ich überzeugt; ich hatte Gelegenheit, bei mehreren Fällen die angezeigten Clystiere zu gebrauchen, der gute Erfolg lohnte meine Mühe; ich will hier vier von den mir vorgekommenen Fällen in kurzem als Beweis anführen.

I. Fall. Der Bäckermeister Kl. in Rust hatte mich Nachts um ärztliche Hülfe gebeten. Bei

meinem Ankommen fand ich einen gut genährten Mann, 62 Jahre alt, mit einem kindskopfgrossen veralteten Hodensackbruch, der eingeklemmt war, im Bette liegend, der bereits von dem Stadtwundarzte, dem der Versuch der Taxis misslungen ist, seit 28 Stunden streng entzündungswidrig sowohl innerlich als äusserlich ohne Linderung oder Erfolg behandelt wurde. Im Gegentheil, die Erscheinungen der Einklemmung nahmen von Stunde zu Stunde an In- und Extensität zu, die Stuhlverhaltung, Schmerzen im Unterleibe, so wie in dem eingeklemmten Bruche, Erbrechen und Angst währten ohne Nachlass fort, der Puls war sehr klein, krampfhaft, zusammengezogen und aussetzend, auch Meteorismus des Unterleibes war zugegen. Die Prognose war unter solchen Umständen äusserst ungünstig zu stellen und die Operation angezeigt, welche auch dem Kranken mit dem Bedeuten in Vorschlag gebracht wurde, dass, wenn bis morgen Früh keine Besserung erfolgen sollte, und die eingeklemmte Partie sich nicht zurückbringen liesse, die Bruchoperation vorgenommen werden müsste, wozu sich Patient herbeiliess.

Ich verordnete 10 Gran Bleizucker, liess diese in 6 Unzen Brunnenwasser auflösen und als Clystier lauwarm geben; nach 2 Stunden erhielt Patient das zweite und nach nochmaligen 2 Stunden das dritte Clystier, örtlich wurden kalte Umschläge von Bleiwasser aufgelegt. Der Puls, welcher, wie schon oben erwähnt wurde, klein, krampfhaft, zusammengezogen und aussetzend war, wurde voller, mehr entwickelter und nach 2 — 3 Stunden nicht mehr aussetzend gefunden. Nachdem sich der Pat. von Stunde zu Stunde im Ganzen gebessert, alle Erscheinungen der Einklemmung nachgelassen hatten, fing Pat. zu schlafen an, und erwachte erst gegen 8 Uhr Morgens, als ich schon eine halbe Stunde auf sein Erwachen wartete, mit den Worten: „mein Gott mir ist viel besser" und griff gleichzeitig nach seinem eingeklemmten Bruch, der aber zum Erstaunen des Kranken und seiner trostlosen Umgebung nicht mehr vorhanden war, indem er sich von selbst während des wohlthätigen Schlafes reponirte.

Ich untersuchte den Kranken, und fand seine Aussage bestätiget. Von nun an waren alle Zufälle, die noch vor einigen Stunden lebensgefährlich waren, wie abgeschnitten. Ich verordnete gleich Ricinusöhl mit etwas Rindsuppe, worauf bald mehrere ausgiebige Stuhlentleerungen und die völlige Genesung dieses Bäckermeisters erfolgten.

II. Fall. Johann F., Bürger und Fleischhauer in Rust, 46 Jahre alt, von schwächlicher Leibesbeschaffenheit und hagerem Körperbaue, welcher sich durch schweres Heben einen linkseitigen Leistenbruch, den er nicht beachtete, zugezogen hatte, verspürte nach einigen Wochen, da er zu Fuss den Weg von Rust nach Eisenstadt und zurück gemacht hatte, einen schneidenden Schmerz im Unterleibe, der von den Seinigen für eine Verkühlung und für Colikschmerzen gehalten wurde. Es wurden ihm desswegen warme Hafendeckel auf den Unterleib gelegt und einige Schalen Camillenthee mit Hoffmannsgeist verabreicht, worauf die vermeinten Krämpfe sich stillten. Doch den anderen Tag wurden die Schmerzen ungewöhnlich heftig, dem zufolge wurde ihm von einer Muhme ein Tränkchen aus Manna und Sennesblätter bereitet, nebstbei einige Clystiere gegeben, und da nach diesem vorausgeschickten Gebrauch erneuerte Linderung erfolgte, wurde noch keine ärztliche Hülfe in Anspruch genommen. Endlich den dritten Tag Früh erneuerten sich die Schmerzen mit doppelter Heftigkeit, und concentrirten sich im Unterleibe derart, dass weder Manna-Tränkchen noch Clystiere, noch anderweitige Mittel, die früher den Schmerz linderten, einen Erfolg hatten.

Nachdem die Zufälle der Einklemmung auf das Höchste gesteigert waren, wurde ich Nachmittags 3 Uhr den dritten Tag der Krankheit um Hülfe in Anspruch genommen. Bei der mit Pat. vorgenommenen Untersuchung des Unterleibes ergab sich, dass der bereits oben erwähnte Leistenbruch eingeklemmt war, und die Geschwulst die Grösse eines Hühnereies hatte, welche sehr gespannt und bei dem leisesten Berühren sehr schmerzhaft war. Demzufolge, da der eingeklemmte Bruch auf einige manuelle Versuche sich nicht reponiren liess, wurde der Bruchtheil nicht weiter berührt. Um die Entzündung, die ohnediess stark vorgeschritten war, nicht zu vermehren, liess ich Pat. eine erhöhte Steisslage einnehmen, und verordnete ihm die Bleiumschläge, so wie auch jede zweite Stunde die erwähnten Bleiwasser-Clystiere so lange zu geben, bis die Schmerzen, das Gespanntsein des Unterleibes, das Erbrechen und alle übrigen Erscheinungen des höchsten Grades der Einklemmung nachlassen würden. Obwohl ich der guten Wirkung der angeordneten Clystiere im vorhinein versichert

war, so liess ich zur grösseren Vorsicht auf den Bruchtheil kalte Bleiumschläge machen. Nach Mitternacht besserte sich Patient etwas, und gegen Morgen schlief er einige Stunden ruhig. Früh Morgens 7 Uhr, nachdem ich den Kranken ganz gebessert gefunden hatte, machte ich den Versuch der Taxis, und siehe da, nach einigem gelinden Reiben des Bruchtheiles mit der flachen Hand ging das eingeklemmte Darmstück mit Kollern in den Unterleib zurück, die Taxis war bewirkt, der Patient gerettet und in einigen Tagen gesund.

III. Fall. Der Fourier Joseph J., des löbl. Prinz v. Preussen Infanterie-Regimentes Nr. 34, hatte bereits durch längere Zeit einen rechtseitigen Leistenbruch, der sich nach einer Verkühlung plötzlich eingeklemmt hatte, wobei alle Erscheinungen einer heftigen Gedärmentzündung sich darboten, und am zweiten Tage Kotherbrechen und wirkliche lebensgefährliche Erscheinungen, als: Sinken der Lebenskräfte, dunkle Farben des Bruchsackes, Nachlass der früher gehabten Schmerzen im Unterleibe und im Bruchsacke und häufiges Erbrechen auftraten. Es wurden von dem Gefertigten sogleich die Clystiere mit Bleizucker lauwarm angewendet und das eingeklemmte Darmstück nach 24 Stunden zurückgebracht, worauf bald vollkommene Genesung folgte.

IV. Fall. Der Gemeine Mathias N. des löbl. E. H. Wilhelm 12. Infanterie-Regimentes, 30 Jahre alt, ist den 22. November 1847 mit einem linkseitigen Leistenbruche dem Regiments-Spitale zugewachsen. Die Erscheinungen der Einklemmung nahmen von Stunde zu Stunde immer mehr zu. Es wurde sogleich von den kalten Bleiwasserumschlägen, so wie von den besprochenen Clystieren Gebrauch gemacht und der Erfolg war wie bei den übrigen günstig. Des anderen Tags Früh war der eingeklemmte Leistenbruch durch ein gelindes Reiben mit der flachen Hand unter hörbarem Kollern in den Unterleib zurückgebracht worden, worauf dem Patienten ein *Infusum sennae cum Manna* angeordnet wurde. Es erfolgten einige ausgiebige Öffnungen, und Gemeiner N. wurde als gesund den 30. November entlassen. —

Ich könnte noch einige Fälle von eingeklemmten Brüchen, wo die obenerwähnte Behandlungsweise mit erwünschtem Erfolge angewendet wurde, erzählen; allein da diese Fälle den erwähnten gleich kommen, die Behandlungsweise dieselbe war, so halte ich diess für unnöthig und denke, dass jedem erfahrenen Arzte, welchem die Wirkung des Bleies auf den menschlichen Organismus bekannt ist, schon im voraus einleuchtend sein wird, wie durch dieses Mittel genützt werden könne, da durch dasselbe die Volumsverminderung der Gedärme geschieht, und sodann bekanntermassen die Reposition des eingeklemmten Darmtheiles leicht bewirkt werden kann.

Es bleibt demnach für die leidende Menschheit sehr wünschenswerth, dass auch durch anderweitige Versuche die Entscheidung über den Werth dieses bei jedem eingeklemmten Bruche so specifisch wirkenden Heilmittels festgestellt und die gute und nützliche Wirkung desselben bestätiget werde, da ohnediess in diesem so wichtigen Zweige der Arzneikunst bis jetzt wenig glückliche Heilfälle dieser Art bei hochgradiger Einklemmung ohne Verrichtung der blutigen Operation, die jedesmal lebensgefährlich ist, bekannt geworden sind.

Ueber die Reform der Gymnasial-Studien.

Von Prof. Dr. v. Töltényi.

(Fortsetzung der Abhandlung in Nr. 23 der Wochenschrift vom 27. Mai 1848.)

In der ersten Abhandlung über diesen Wissenszweig habe ich mich über die Zugabe eines siebenten Jahres zu den Gymnasial-Studien tadelnd ausgesprochen. Hineinblickend in die Zukunft, sah ich ein, dass die Vorbildung für höhere Studien dadurch viel ungenügender ausfiele wie früher, wenn auch Qualität und Eintheilung der Studien eine Umgestaltung erhielten. — Seitdem vom Umriss dieser Reform durch Zeitungen und Privatmittheilungen besser unterrichtet, sehe ich, dass man die philosophische Vorbereitung der Jugend in die Gymnasien übertragen wolle, das heisst, diejenige Ausbildung der Jugend für höhere Facultäts-Studien, welche im philosophischen Curse erzielt worden ist, durch Hinzugabe von zwei Jahrgängen in den Gymnasien erzielen wolle. In Folge dieser Reform würde die Philosophie nicht mehr als Übergangs-Facultät, sondern als eine selbstständig dastehende, die Jugend für gewisse von den anderen unabhängige Wissenszweige qualificirende betrachtet werden müssen. Namentlich würde sich die Philosophie zu einer philologischen, philosophischen, physicalischen und historischen Bildungsanstalt gestalten, in welcher die Jugend in diesen Fächern, als künftigen Hauptfächern, eine vollkommene Ausbildung gewärtigen könnte.

Durch diese Reform würden unsere Gymnasien auf die Höhe ausländischer deutscher Gymnasien erhoben werden, aus welchen die Jugend versehen mit dem Maturitäts-Zeugnisse in beliebige Facultäts-Studien übertreten, und je nach Beruf einen Wissenszweig wählen kann, welcher ihm gefällt.

Die beantragte Reform der Gymnasien, welche im Auslande die besten Früchte getragen, muss der Form nach gebilligt werden. Diess um so mehr, weil bei der Freiheit des Unterrichtes und dem in Aussicht gestellten Anschlusse unserer Staaten an das übrige Deutschland, durch die Gleichförmigkeit des Gymnasial-Unterrichtes, eine grosse wissenschaftliche Republik gestaltet würde, in welcher ein jeder Bürger derselben wissenschaftlichen Nahrung, Rechte und Privilegien theilhaftig würde, ob er im Bienenstocke der Studien-Anstalten hier in Wien, oder Berlin, oder Jena, oder Göttingen sitzt, mithin bei dem Verein deutscher und mit diesen verbrüderter Völker durch einen freien Zug nach diesen oder jenen Studien-Anstalten eine innigere Vereinigung der Völker selbst, eine Abstreifung nationaler Sonderheiten, ein grösserer Austausch der Bildung und der Wissenschaften erzielt werden könnte. Wodurch könnte in der That ein so zerklüftetes Reich, wie Deutschland ist, die Elemente der Verbrüderung unter den Völkern eines Stammes mehr ausstreuen, als durch die gleiche Einrichtung der Schulen an allen Universitäten und Gymnasien Deutschlands*), und die gleiche Berechtigung der Zeugnisse im deutschen Reiche.

All' das Gesagte, so wichtig es an sich ist, betrifft aber nur das Princip des Formellen: das heisst, das Princip der gleichen Einrichtung der Studien-Anstalten in ganz Deutschland. In materieller Beziehung ist die Qualität der Studien und ihre Vertheilung nach Classen viel wichtiger. Denn die Qualität der Studien ist die Speise des Geistes. Ist diese Qualität gut, so wird der Geist eine gute, ist sie schlecht, eine schlechte Nahrung bekommen. Aus diätetischem Gesichtspuncte betrachtet, wissen wir aber, dass es bei der Ernährung nicht allein auf gute Speisen ankomme; sie müssen auch gut verdaut und angeeignet werden. In Bezug auf die geistige Nahrung kann die gute Verdauung und Aneignung nur dadurch erzielt werden, wenn man eingedenk des Satzes ist: *„quid valeant humeri, quid ferre recusent?"* Man muss also einem jeden Alter nur so viel aufbürden, als es vertragen kann. Dieses aber kann nur durch eine richtige Vertheilung der Studien in den Classen geschehen. Wird diese naturgemäss, das heisst, dem Alter der Jugend und seinen Fähigkeiten angemessen sein, so wird bei der Entfaltung des Geistes auch eine gute Entfaltung des Leibes Statt finden und in einem kräftigen Leibe eine kräftige Seele wohnen können. Anstatt dass in einem elenden Leibe, wie bis nun, der Seele nur zu glimmen gestattet war.

Doch bevor ich diesen Gegenstand, welcher den todten Leib der Gymnasien begeisten soll, verfolge, muss ich auf den Lebensnerv zurückkommen, ohne welchen auch die besten Studien-Einrichtungen nur zu halben Maassregeln zusammenschrumpfen.

Dieser Lebensnerv ist eine liberale Dotation der wissenschaftlichen Anstalten und ihres Lehrpersonales. Es ist eine allgemeine Klage, wie jammervoll die Lehrer der Elementar-Schulen nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande bezahlt werden; auch ist es bekannt, dass dieser Gegenstand in vielen Ländern der Gegenstand parlamentarischer Verhandlungen gewesen. Bei uns aber, wo mit Ausnahme der Gymnasien-Unterricht durch Welt- und Ordensgeistliche geschieht, ist der Lohn der Gymnasial-Professoren für ihre Mühen wo möglich noch schlechter, als der der Schullehrer, denn die Vergütung ihrer Opfer kann fast allein auf die Ordenspflicht zurückgeführt werden. Wenn aber auch die Gymnasien, bei dem jetzigen Unterrichts-Systeme, ohne Rücksicht auf eine gute Stellung der Professoren fortbestanden, das heisst kümmerlich fortvegetirten, so wird diess in der Zukunft, bei einer freien Concurrenz auf die Lehrkanzeln nicht geschehen können. Denn das Talent ist ein Juwel. Es ver-

*) Die Studien-Reformen aus dem politischen Gesichtspuncte betrachtet, ist der Tübinger Vorschlag, Behufs dieser Reformen in Jena einen Professoren-Congress zu veranstalten, von der höchsten Wichtigkeit. Die Bestimmungen der Fachmänner in diesem Congresse würden für den deutschen Reichstag eben so wohl wie für die Reichstage einzelner Länder massgebend werden. Die Unentschlossenheit der auf diesem Felde minder heimischen Staatsmänner würde verschwinden, die tausend Fäden der Zweifel, Anmassungen und Reactionen zerrissen, der Jugend aber frühzeitig Gelegenheit gegeben werden, durch ganz Deutschland sich mit den Stammgenossen zu verbrüdern.

kauft sich, wenn es gesucht wird, um so theurer, je reiner und glanzvoller es ist.

Die Hinfälligkeit des Gymnasial-Unterrichtes lag aber nicht allein im schlechten Gehalte der Professoren; auch die schlechte Dotation der Lehranstalten selbst trug daran eine gleiche Schuld. Im Mangel der Geldanweisungen sind zahlreiche Gymnasial-Gebäude ausser den Hauptstädten zu Epitaphien der Noth und des Elendes unserer Humanität geworden. Die Gebäude sind halbe, schmutzige Ruinen; die Hörsäle (?) Sammelgruben des Unrathes und des Ungeziefers. Ein solches Gerippe aber kann kein gutes Fleisch haben; Fleisch und Geripp zusammen keine reine Seele (keinen erspriesslichen Unterricht).

Ist es denn aber auch erwiesen, dass der Elementar- und Gymnasial-Unterricht Österreichs so tief stehe? Lassen wir unserem Mutterlande Gerechtigkeit widerfahren. Noch immer erweist er sich besser als in Frankreich, und eben so gut als in England. Diess ist aber nur ein Beweis dafür, dass der erste Unterricht bei uns besser oder eben so gut sei, wie in den genannten Ländern; nicht aber dafür, dass er an sich gut und den Zeiterfordernissen entsprechend sei. Der hohe Adel zeigt leider (obgleich der ehrenvollen Ausnahmen viele sind) nicht die Präponderanz geistiger Bildung, die sein Stand erheischte; nicht die Hingabe an ämtliche Beschäftigungen, welche als Wiedervergeltung der Auszeichnung und der Opfer, welche ihm der Staat gebracht, gefordert werden könnten. Die Folgen davon sind mangelhafte Auffassung des Bürgerthums, nutzlose Zerstreuungen, frivole Geldauslagen ohne Ziel und Maass, Verschuldung und Verarmung ohne Nutzen für den Staat. Oder trägt nicht etwa dieser Umstand die Schuld der vielen Kränkungen, die derselbe heut zu Tage erfahren muss? Wie bösartige leibliche Krankheiten sind auch sittliche Krankheiten ansteckend. Die genannten Gebrechen des hohen Adels haben einen wirkkräftigen Boden bei Geldmenschen des Mittelstandes gefunden. Hier doppelt tadelnswerth, weil sie nur eine schlechte Copie eines bewunderten Originals sind, welche, Oben und Unten verachtet, die gleichen Resultate liefert. Dass die Intelligenz des Volkes in Masse sehr niedrig stehe, bezweifelt Niemand. Doch ist dieses Capitel viel zu weitläufig, als dass es hier mehr als berührt werden könnte.

Der Schluss ist, dass der Mangel an intelligenten Kräften Oben und Unten dem Staate nur Unheil bringt. Der mit nützlichen Wissenschaften begabte Mensch wird nicht nur in den Wissenschaften selbst Freude und Vergnügen und Beschäftigung finden, sondern, begabt mit den Kräften des Verdienstes, allen nützlichen Aufgaben, welche die bürgerliche Gesellschaft an ihn stellt, sich hingeben. Er wird das Bürgerthum fördern, die Sitten veredeln, Glück in das Familienleben bringen; durch Regsamkeit, Sparsamkeit und Eifer den Künsten und Wissenschaften, der Industrie, dem Handel einen Sporn geben; Genügsamkeit und Fleiss verbreiten dort, wo das Leben durch Hanthierungen und den Taglohn gefristet werden soll. Kraft und Ruhe und Reichthum des Staates wird sich mithin nach dem Massstabe der Intelligenz in den Staatsbürgern erhalten, wo hingegen der Mangel an einer gediegenen wissenschaftlichen Bildung all' das Gegentheil von dem erzeugt, wovon die Rede war. Oder sehen wir nicht etwa aus diesem Grunde eine Entwendung der Kräfte dem Staatsleben bei solchen, die sich Staatsämtern zu weihen am meisten berufen wären; einen lauen oder kenntnisslosen Betrieb bürgerlicher Beschäftigungen? Dafür gänzliches Hingeben an langweilige Zerstreuungen, an Reisen, welche nur fremden Staaten Zinsen tragen. Bemerken wir nicht Verarmung, zerstörtes Familienleben, Unzufriedenheit mit dem gegebenen Lohn, Sittenverfall, Unfügsamkeit in ein häusliches Leben mit all' den Übeln, welche einem Krebse gleich das Mark des Staates veröden?

Ist es also eine unbestrittene Wahrheit, dass die Wissenschaften die mächtigsten Schwingen des Staates sind, so muss auch dafür gesorgt werden, dass überall der Boden der Wissenschaften tüchtig, und wenn es nöthig, mit Opfern gepflügt, geebnet und bepflanzt werde. Diess geschieht vor allem anderen durch genügende Dotation der Lehranstalten und des Lehrpersonals. In meinen Schriften, die eben jetzt im Flusse sind, habe ich schon mehrfach nachgewiesen, dass Noth und Elend des Lehrpersonals und der Studien-Anstalten in Noth und Elend der Wissenschaften übergehe. Man bedenke doch nur, dass der Gehalt, welchen die Professoren beziehen, nicht allein dafür ist, dass sie leben können, sondern auch dafür, dass sie zu ihrer Ausbildung sich die nöthigen wissenschaftlichen Behelfe verschaffen können. Dazu kommt, dass bei Gymnasien, wo in der Zukunft ohne Zweifel Professoren weltlichen Standes, mithin Familienväter in grösster Zahl wirken werden, die

Gehalte unmittelbar dem Staatsärar zur Last fallen werden.

Es kann diess geschehen, ohne den Staat wesentlich zu belasten. Abgesehen davon, dass man die Ordensfonde, welche vorzüglich zum Unterrichte bestimmt waren, auch künftighin zu diesem Zwecke benützen kann, würde eine geringe Unterrichts-Steuer, welche ein jeder Staatsbürger gerne bezahlen würde, die Bedürfnisse in allen Studien-Anstalten mehr als hinreichend decken. Aber auch von dieser Steuer abgesehen, sind die Unterrichts-Gelder, über deren Verwendung bis nun nichts bekannt geworden, namentlich in den Gymnasien so bedeutend, dass diese allein allen derartigen Bedürfnissen genügten und es gar nicht nöthig wäre, kleinere Provinzial-Gymnasien, wie man Willens ist, einzuziehen, und dadurch die wissenschaftliche Ausbildung zu erschweren und zu beengen.

Je näher dem Staatsbürger die Quellen des Wissens liegen, um so leichter wird er trinken; und je mannigfaltiger diese sind, um so leichter wird er eine Auswahl treffen können. Sind nun die bestehenden Gymnasien, ohne vermindert zu werden, mit dem nöthigen Lehrpersonale versehen, sind diese vom Staate ehrenvoll honorirt, die Anstalten zweckmässig gebaut und eingerichtet, mit den Behelfen, die der Unterricht fordert, versehen, so ist es einleuchtend, dass der wissenschaftliche Unterricht eine grosse Verbreitung gewinnen und zum allgemeinen Gute werden müsse, höhere Facultäts-Studien aber Vorschube gewinnen, welche nichts zu wünschen übrig liessen.

Muss ich die Verwirklichung dieses Vorschlages als den materiellen Lebensnerv der wissenschaftlichen Erziehung ansehen, so muss ich d i e Q u a l i t ä t d e s U n t e r r i c h t e s als den geistigen Ausfluss, als die Seele dieses Lebensnerven betrachten, welche wirkungslos wäre, hätte sie nicht diesen Träger, so wie unbeseelt der genannte Stoff keine Bedeutung hätte.

Die Qualität der Gymnasial-Studien prüfend, muss das ganze geistige System des Unterrichtes als unzweckmässig verworfen werden. Namentlich muss die schon im ersten Aufsatze über diesen Gegenstand getadelte philosophische Richtung aufgehoben, und mit einer dem Zeitgeiste entsprechenden Realgrundlage vertauscht werden; das heisst mit einer Grundlage, welche ohne einerseits Studien über das classische Alterthum auszuschliessen, ohne andererseits zu Realschulen herabzusinken, zunächst Wissenschaften pflege, welche das menschliche Sein von uns verlanget, die dabei aber auch als Vehikel für alle menschlichen Erkenntnisse dastehen.

Welche diese Studien sein sollen? Das ist mir sonderbarer Weise nicht aus unseren Studien-Einrichtungen klar geworden, sondern in Instituten, welche am wenigsten geeignet zu sein scheinen, Ideen zur Reform der Gymnasial-Studien zu erwecken.

Als ich in Holland reiste, besuchte ich das schöne Blinden-Institut in Amsterdam. Auf meine einfache Bitte war der Director des Institutes so gefällig, fast einen halben Tag mir zu weihen und die Lehrmethode genau durchzugehen. Die Zöglinge des Institutes sind in drei Classen eingetheilt. Die dritte ist die höchste, und aus dieser kommen sie im 16., 17. Jahre in das bürgerliche Leben zurück. Die zwei ersten Classen will ich hier nicht berühren. Bei den Zöglingen der dritten Classe ging der Director folgende Gegenstände mit mir prüfend durch: 1. Die Schrift, welche hier keine (typische) Letternschrift, sondern eine sehr vollkommene Punctschrift ist, wo mit wenigen Puncten das ganze Alphabet bezeichnet ist. Im Lesen und Schreiben mit dieser Schrift zeigten sie eine grosse Gewandtheit. 2. Eben so in der grammatischen Kenntniss der holländischen und deutschen Sprache. 3. Bei der mathematischen Kopfrechnung multiplicirten sie eine von mir aufgegebene Millionen Zahl mit einer Millionen Zahl, addirten die Summen und brachten den Quotienten heraus, bevor der Director, der am Papier rechnete, zur Hälfte fertig war. 4. In der algebraischen Rechnung kamen sie bis zur dritten Potenz. 5. In der alten Geographie zeigten sie eine bewunderungswürdige Kenntniss, und beantworteten alle Fragen mit practischer Nachweisung auf den Landkarten. 6. Nicht minder ausgezeichnet zeigten sie sich in der alten Geschichte. Die Kriege europäischer und aussereuropäischer Völker, ihre Ursachen und Folgen, die Regierungsformen und ihren Einfluss auf das Staats- und bürgerliche Leben, die Wechselfälle der Staaten u. s. f. erklärten sie mit einer staunenswerthen Einsicht und Klarheit. 7. Mit nicht minderer Vollkommenheit die neuere Geographie und 8. Geschichte. Ihre Antworten über den Stand und die Wechselfälle der Staaten, Regierungsprincipien, äussere Politik, Bevölkerung, Handel und Industrie, den Stand der Wissenschaften, sogar über die hervorragen-

den Männer liessen nichts zu wünschen übrig. 9. Ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse übertrafen wo möglich noch die früheren. 10. In der Botanik, Mineralogie, 11. Zoologie erstreckten sich diese nicht nur über die Erkenntniss der Pflanzen, Fossilien und Thiere, sondern auch über die Principien natürlicher und künstlicher Classificationen, die geographische Verbreitung, die Acclimatisation, die Schädlichkeit der Naturkörper. Sie kannten von den nützlichen, welche zum diätetischen, technischen oder Medicinal-Gebrauche verwendbar seien, und welche ihrer Theile und zu welchem Zwecke sie gebraucht werden u. s. f. 12. Nun spannten sie meine Aufmerksamkeit noch mehr durch ihre anthropologischen, und um kurz zu sein, durch ihre populär astronomischen Kenntnisse. In allen Fächern habe ich auf Aufforderung des Directors ihnen Fragen stellen müssen. Sie konnten demnach nichts auswendig Gelerntes hersagen. Dabei übten sie Musik, Gesang und wunderschöne Handarbeiten, die weiblichen Individuen sogar Stickereien in Seide. Vom Director in den Hofraum geführt, bewunderte ich ihre mannigfaltigen und schwierigen gymnastischen Uebungen, und begriff die Ursache ihres blühenden Aussehens. Ich sah weder in Paris, noch in London diese Bildungsstufe bei Blinden. Ich schied mit der ausgesprochenen Überzeugung, dass ich der glücklichste Vater wäre, wenn mein einziger Sohn nach absolvirter Philosophie solcher Kenntnisse sich rühmen könne, wie diese 15—16jährigen Blinden.

Ich erkannte den vollen Werth ihrer Studien für das bürgerliche Leben, zugleich aber was den Vorschulen höherer Facultäts-Studien bei uns mangelt. Soll für das Staatsleben, für Jurisprudenz, für Medicin, für Technologie ein guter Same gelegt werden, soll überhaupt dem jugendlichen menschlichen Geiste Gelegenheit zur freien Entfaltung gegeben werden, alte und neue Geographie, alte und neue Geschichte practisch auf Karten und durch Selbstzeichnungen betrieben werden, betrieben nach einer Methode, welche dem Gerippe dieser Wissenschaften lebendiges Fleisch und Blut und Mark verleiht, was dadurch erzielt wird, dass bei dem Unterrichte der grosse Ballast der Kleinlichkeiten über Bord geworfen, und in die Ursachen und Folgen und den Zusammenhang der Dinge eingegangen würde, wo unsere jetzigen Gymnasial-Schulbücher nichts leisten. Nebst der arithmetischen und algebraischen Rechnung muss aber Naturgeschichte, wie sie die Blinden in Holland lernen, Anthropologie und Astronomie gelernt werden; und wer bei uns in den erwähnten Gymnasien den Unterricht weiter geben muss, wird die Elementar-Physik, die Mathematik (als Grundlage für Geometrie, Architectur, Hydraulik u. s. f.), die Metaphysik, Psychologie und Logik sich zum unabweislichen Postulate gestalten. Auch die allgemeine Chemie muss als ordentliches Studium ihre Vertretung finden. Nicht minder die Landessprache. Anderen, sowohl neueren als alten Sprachen kann in den Gymnasien nur die Würde ausserordentlicher Fächer beigelegt werden. Fordert eine Facultät: z. B. die theologische, die alten Sprachen, so müssten werdende Theologen dieselben zwangsweise hören. Der sinnige Betrieb der Religionslehre als Zwangsfach wird von selbst vorausgesetzt. Unterricht am Turnen dürfte zuletzt an keinen Gymnasien mangeln.

Bei dieser Einrichtung würde unseren Gymnasien ein ganz anderer Geist eingehaucht werden, und die geistertödtende Schulmeisterei im Griechischen und Lateinischen würde zeitgemässeren Wissenschaften Platz machen. Da die Liebe zu den Sprachen in den ausserordentlichen Vorträgen Nahrung finden könnte, müsste eine höhere philologische Ausbildung als Fachstudium der Philosophie zugewiesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Medicinische Physik.

Über das Pyrogen oder das electrische Fluidum. Von Lake. — Die Eigenschaft der Wägbarkeit des Pyrogens ist nur unter besonderen Umständen wahrzunehmen. Der mächtigste Einfluss ist die Repulsionskraft zwischen den einzelnen Theilchen. Diese Wirkung ist so stark, dass, wenn ein Körper, z. B. eine Kugel, mit dem Fluidum beladen ist, dieses ganz an

seiner Oberfläche verharrt. Unsere Erde ist nun so eine kräftig geladene Kugel, und nach dem obigen Principe muss sich dieses Fluidum so hoch als möglich auf derselben ausbreiten, und seine grösste Dichtigkeit an dem vom Centrum der Erde am weitesten entfernten Puncte besitzen. Dass dieses wirklich der Fall sei, wies Sturgeon durch sinnreiche Experimente nach. Daher kommt es auch vorzüglich, dass die Ponderabilität des Pyrogens bisher der Beobachtung entging. Seine allgemeine Tendenz hat eine ganz andere Richtung, nicht, weil es nicht von der Erde angezogen wird, sondern weil die Kraft, mit welcher seine Theilchen sich zu trennen streben, so stark ist, dass das Fluidum eine grössere Fläche sucht, um sich auf selber auszubreiten, und dass es sogar in ein nicht leitendes Medium steigt. Diese Tendenz nach aufwärts wird ferner durch zwei andere Einflüsse verstärkt, nämlich durch die von der Bewegung der Erde um ihre Achse herrührende centrifugale Kraft und durch die Attraction der Sonne. Letztere ist, wie Verf. glaubt, die Hauptursache der magnetischen Strömungen, denn die Erde lässt bei ihrer täglichen Umdrehung eine pyrogenische oder electrische Welle beständig auf der der Sonne zugekehrten Seite ausströmen. — Während das Pyrogen die Atmosphäre durchläuft, wird Licht entwickelt; schon Faraday bewies, dass das Pyrogen beständig durch die Erde circulire. Bei dieser Circulation muss sich Licht entwickeln, und diess ist, wie Verf. glaubt, die Ursache des Leuchtens unserer Planeten; man kann selbst etwas weiter gehen, und annehmen, dass diese Gesetze auch auf die Sonne mit ihrer dichteren Atmosphäre Anwendung finden, unter deren Druck die Kohlensäure aufhört, ein Gas zu sein, und andere Körper, welche bei uns flüchtig oder flüssig sind, die flüssige und feste Form annehmen. Die Circulation des Fluidums ist an jener Sphäre schneller, erfolgt durch ein dichteres Medium, als bei uns, und entwickelt so eine grössere Intensität des Lichtes; und da es auch dort die höheren Regionen der Atmosphäre sucht, durch die Centrifugalkraft, welche durch die Bewegung der Sonne um ihre Achse bedingt ist, und durch die Attraction der Planeten verstärkt wird, so verursacht sie die Zodiacal-Lichter. Die obige Theorie stimmt auch mit den an dem Monde beobachteten Phänomenen überein, um welchen die Atmosphäre dünner sein muss, als um unsere Erde. Alle diese Phänomene beweisen, dass das Pyrogen etwas Materielles sei. Wenn electrische oder pyrogenische Funken durch die atmosphärische Luft fahren, so bildet sich durch Vereinigung von ihren Oxygen- und Nitrogentheilen Salpetersäure. Das erzeugte Licht ist das Resultat einer Reihe von unendlich kleinen Funken, welche dadurch entstehen, dass die Luft ein Nichtleiter ist. Dringt das Fluidum durch einen guten Leiter, wie undestillirtes oder angesäuertes Wasser, so entwickelt sich kein Licht. Daher rührt die spontane Salpeterbildung, die salpetrige Erde von Indien und andern Gegenden, da sich die so gebildete Salpetersäure des Kalis der sich zersetzenden vegetabilischen Welt bemächtigt. — Das Pyrogen ist nicht nur der Erzeuger des Feuers, sondern auch der Säuren und Oxyde, oder wenigstens mancherlei anderer chemischer Combinationen. In dieser Hinsicht sind einige seiner Wirkungen ähnlich denen des Wassers auf gewisse Mischungen. Wird z. B. befeuchtetem Kalihydrate das Pyrogen entzogen, so entsteht Kalium; kehrt das Pyrogen wieder zurück, so stellt es die Affinität zwischen dem Metalle und dem Oxygen wieder her, und das Gas wird aus der Atmosphäre absorbirt. (*The Lancet 1848. Vol. I. Nr. 17.*) *Meyr.*

B. Pathologische Anatomie.

Gehemmte Entwicklung beider rechten Gliedmassen eines Fötus. Von Meadows. — Das Kind, an welchem diese Abnormität beobachtet wurde, war völlig ausgetragen, stark, lebenskräftig, und hatte die normale Grösse. Auf der rechten Seite war der Oberarm nur $2\frac{3}{8}$ Zoll lang, und articulirte am Ende nur mit zwei Fingern, von denen einer dem kleinen Finger sehr glich, drei Phalangen hatte und $\frac{3}{4}$ Zoll lang war, der andere, welcher den Mittelfinger darstellte, in der Länge $1\frac{1}{2}$ Zoll mass. Zwischen diesen beiden befand sich eine Narbe, gleich als ob der dritte Finger der Hand entfernt worden wäre. Die fehlenden Theile waren somit das Ellbogen- und Handgelenk, der Radius, die Ulna, die Hand- und Mittelhandknochen, der Daumen, der erste und dritte Finger. Die zwei vorhandenen Finger hatten eine gekrümmte Gestalt. Das Schultergelenk war vollkommen entwickelt. Der rechte Oberschenkel und das Hüftgelenk waren vollkommen und von normaler Länge; die Muskeln jedoch waren wie an der Wade entwickelt, und am Ende des Oberschenkels befand sich ein Fussgelenk mit den Tarsal- und Metatarsalknochen und den Phalangen, welche, so wie an der normalen Seite, entwickelt waren. Ihre Lage war in gleicher Linie mit dem Knie der anderen Seite; es fehlten somit hier das Kniegelenk, die Kniescheibe, die Tibia und Fibula und alle sie bedeckenden Gewebe. In der Geschichte der Schwangerschaft fand sich kein Umstand, welcher auf diese Entwicklungshemmung einiges Licht werfen könnte. (*The Lancet. 1848. Vol. I. Nr. 15.*) *Meyr.*

Fall einer Bronchialfistel. Von Maurice Collis. — N. M., 23 Jahre alt, blass und abgemagert, besonders in den obern Extremitäten, die untern serös infiltrirt, Puls 96, mit quälendem Husten behaftet, wodurch zäher Schleim entleert wurde. In der Interscapulargegend, rechts von der Wirbelsäule, waren vier rothe, runde, etwas erhabene Stellen, deren zwei am meisten ausgeprägte fistulöse Perforationen darbieten; die obere und grössere entleert beständig einen Eiter von ziemlich gesundem Aussehen, der meistens geruchlos, bisweilen jedoch übelriechend ist. Der Ausfluss ist bei verstärkter Exspiration oder beim Drucke auf diese Stelle mit Luftblasen gemischt. Ein solcher Druck verursacht einen dem Gurgeln ähnlichen Ton

im Thorax. Aus der andern fistulösen Öffnung entleerte sich weniger und minder guter Eiter. Die rechte Seite des Thorax ist weiter, als die linke. Der Percussionston ist zur Seite und rückwärts in der Ausdehnung von zwei Drittel des Thoraxraumes gedämpft, hell über den Erhabenheiten; das Respirationsgeräusch an der Stelle des gedämpften Schalles vermindert, schwach und mit Schleimrasseln vermischt, über der linken Brusthälfte pueril. Das Herz hinsichtlich der Lage und Töne gesund, mit Ausnahme eines undeutlichen Geräusches bei dem ersten Tone; deutlich ist auch das Geräusch in den Drosselvenen. Der Appetit gut, keine Diarrhöe, mässige Nachtschweisse, der Schlaf durch den Husten gestört. Patient gab an, dass er seit seiner Kindheit jeden Winter an Husten mit Exspectoration, jedoch niemals von Blut, leide. Nach einem überstandenen Typhus konnte er sich nicht recht erholen. Es bildete sich eine fluctuirende Geschwulst von 3—4 Zoll Durchmesser in dem rechten Interscapularraume. Bei deren Eröffnung entleerte sich gegen eine Pinte Eiter. Nachdem der Abscess einige Zeit floss, schloss er sich, und es bildete sich in dessen Nähe ein neuer, und so wurden vier Abscesse geöffnet, deren letzte zwei sich nie geschlossen haben. Wahrscheinlich bestand der Typhus bloss in den Fiebersymptomen, welche die Bildung eines eitrigen Ergusses in die Pleurahöhle begleiteten. Leicht war auch die Diagnose der Fistelgänge, welche mit dem obern Theile des Sackes und den Bronchien einer- und mit dem Sacke und der Atmosphäre andererseits communicirten. Der stinkende Ausfluss kam vielleicht von einer cariösen Rippe oder einem solchen Wirbel. Wahrscheinlich bestanden auch erweichte Tuberkeln in beiden, besonders in der rechten Lunge. Die eingeleitete Behandlung (grösstentheils nährend und stärkend) hatte keine Besserung zur Folge. Nach dem erfolgten Tode fand man einen ungeheuren Sack an der Basis der Lungen, welche bis auf ein Drittheil ihres Volumens zusammengepresst waren; die Rippen, Wirbel und das Zwerchfell waren mit dichten Pseudomembranen überzogen; die Basis der Lungen war so fixirt, dass sie, mit Luft gefüllt, auf den Sack nicht drücken konnten, daher Eiter und Luft nur bei der Exspiration durch den Druck der Rippen herausdrangen. Die beiden äusseren Fistelgänge öffneten sich in den Sack; aus diesem gingen mehrere Öffnungen in die Bronchien. Eine directe Communication zwischen Bronchien und Fisteln liess sich nicht wahrnehmen. Eine unregelmässige Höhle von der Grösse einer grossen Nuss fand man in der Mitte der rechten Lunge; sie communicirte mit dem Sacke. Es fanden sich ferner erweichte Tuberkeln und Pneumonie im dritten Stadium in der Basis der Lunge. Der unangenehme Geruch aus der unteren Fistel scheint daher zu rühren, weil diese einen längeren Verlauf hatte. (*Dublin Quarterly Journal February 1848.*) **Meyr.**

Fall von vier Weiberbrüsten. Von **Shannon.** — Diese Abnormität kam bei einer 34jährigen Frau vor. Die überzähligen Brüste sind über der normalen Lage der Brustdrüsen, eine an jeder Seite gelagert, sehr nahe am Rande der Achselhöhle; sie verdecken die durch den freien Rand des grossen Brustmuskels gebildete Falte. Gespannt haben sie eine Kugelgestalt, die Grösse eines Gänseeies, und betragen einen Sechstheil von der Grösse der wahren Brüste. Ihre Lage ist auch so, dass sie, mit Milch gefüllt, die Bewegungen der Arme hindern. Auf der linken Seite ist die supernumeräre Brust mit einer, auf der rechten mit zwei Brustwarzen versehen. Diese sind den Brustwarzen der eigenthümlichen Brüste in Gestalt und Structur ganz entsprechend. Gedrückt entleeren sie eine Menge Milch. Wenn das Kind an einer Brustwarze der wahren Brüste saugt, so fliesst die Milch von selbst aus den Brustwarzen der Nebenbrüste. Alle Brustwarzen sind von deutlichen Areolis umgeben, jene der wahren Brüste sind aber viel dunkler gefärbt, als die der überzähligen. Die Frau hatte schon sechsmal, jedesmal nur ein Kind geboren; die Entbindung war naturgemäss, die Geschlechtstheile schienen normal zu sein. Sie gab an, dass die überzähligen Brüste sich zuerst in den Pubertätsjahren zeigten, und sich während der Schwangerschaft und Stillungszeit immer vergrösserten. Wird das Stillungsgeschäft aufgegeben, so nehmen sie an Grösse schnell ab, und verursachen in ihrem schlaffen Zustande keine Beschwerden. (*Dublin Quarterly Journal Febr. 1848.*) **Meyr.**

C. Chirurgie.

Zur Lehre von der Application der Blutegel. Von **van Camp.** — Um zu verhüten, dass ein auf die Schleimhaut der Nasen-, Mund- oder einer anderen Höhle angewendeter Blutegel weiter krieche, und dadurch bedenkliche Zufälle errege, empfiehlt der Verf., mittelst einer feinen Nadel einen dünnen Faden durch den Leib des Thieres durchzuführen, und jedes Vordringen dadurch unmöglich zu machen, dass man die Enden der Fadenschlinge irgend wo befestigt, und sobald der Blutegel tiefer einzudringen Miene macht, ihn zurückzieht. Wichtig ist hierbei jedoch, dass man das Thier vom Rücken gegen den Bauch zu durchsticht, und diesen Stich immer einige Linien oberhalb der Saugscheibe desselben anbringt, denn wenn man den Einstichspunct sehr nahe an der Saugscheibe anbringt, oder wohl gar diese selbst verletzt, stirbt das Thier binnen wenig Minuten, während es im entgegengesetzten Falle frisch, munter bleibt und kräftig saugt. (*Annales de la société de méd. d'Anvers 1847,* und *Gazette méd. de Paris. 1848. Nr. 14*). **Stellwag.**

Ein Verfahren, die nach Exstirpation der Mandeln eintretenden Blutungen zu stillen. Von **Hatin.** — Dieses Verfahren besteht darin, dass man die Spitze der einen Branche einer langen geraden Pincette mit einem Stücke angefeuchteten und mit Alaunpulver bestreuten Zündschwammes, die Spitze der anderen Branche aber mit einem Leinwandbausche überzieht, und nachdem alles gehörig befestigt ist, die den Zündschwamm tra-

gende Branche in den Mund des Kranken führt, und den Schwamm fest an die blutende Fläche andrückt, während die andere Branche ausserhalb des Mundes an die äussere Backenfläche zu liegen kommt, und ihr Leinwandbausch sich an die äussere Fläche des Unterkieferwinkels stemmt. Werden nun die beiden Branchen der Pincette durch Druck einander genähert, und in dieser Lage durch einen Bindfaden befestigt, so sind die Mandeln und alle nach aussen gegen den Unterkiefer zu liegenden benachbarten Weichtheile comprimirt, und jede Blutung unmöglich gemacht. (*Revue méd. chir. 1847,* und *Gazette méd. de Paris. 1848. Nr. 9 u. 10.*) Stellwag.

Über die blennorrhoische Entzündung der Epididymis. Von Marchal. — Verf. stellte einige interessante Untersuchungen über diesen Gegenstand an. Unter 60 Fällen von Hodenanschwellung in Folge von Blennorrhöe fand er nur zweimal den Testikel selbst afficirt; in den übrigen 58 Fällen war offenbar der Nebenhoden allein erkrankt, was man bei der Untersuchung durch das Scrotum deutlich fühlte. Der Hode lag gewöhnlich vorne; in zwei Fällen fand ihn Verf. rückwärts gelagert; er behielt seine characteristische Weiche, und bei der Compression desselben, wenn die Epididymis unberührt blieb, fühlte der Kranke keinen Schmerz. Es ist nur dann möglich, die angeschwollene und entzündete Epididymis mit dem Testikel zu verwechseln, wenn eine copiöse Ergiessung in die *Tunica vaginalis* besteht; die Diagnose wird jedoch leicht nach Entfernung der ergossenen Flüssigkeit. Die vom Verf. beobachtete Behandlung ist antiphlogistisch, und besteht in der Anwendung von Opiat-Linimenten, Calomel, Purganzen, der Rückenlage und Unterstützung des Scrotums. Es blieb oft eine Induration und Anschwellung für einige Zeit zurück, welche Ruhe des Organs erfordert, und wenn noch Hydrocele besteht, hat Verf. Velpeau's Methode der vielfachen Punction zur Entleerung der Flüssigkeit in Anwendung gebracht. In einem Falle von Entzündung des Testikels selbst, wo die antiphlogistische Methode keinen Erfolg hatte, wurde mit einem Bistourie ein Einschnitt nach der ganzen Länge des Testikels gemacht, der die *Tunica albuginea* spaltet. Gleich nach dem Einschnitte folgte eine Erleichterung, und in weniger als sechs Tagen war die Orchitis ganz geheilt. Bevor Verf. zu dieser Methode schritt, machte er einen Versuch an einem Hunde, indem er die *Tunica albuginea* des Hodens durchschnitt, und etwas in die Drüsensubstanz eindrang. Nach vier Monaten wurde dieser Hode untersucht, und keine anatomische Verschiedenheit zwischen ihm und dem Hoden der anderen Seite beobachtet. Bei der Behandlung der Epididymitis versuchte Verf. auch eine Methode, welche darin besteht, dass das Scrotum, in Baumwolle eingehüllt, durch ein Suspensorium erhoben und fest an den äusseren Ring angedrückt wird. In einigen leichteren Fällen fand Verf. diese Methode zureichend, will sie jedoch in schwereren Fällen nicht sehr empfehlen. (*The Lancet. 1848. Vol. 1. Nr. 12.*) Meyr.

Chloroform-Einathmungen als Mittel, eingeklemmte Brüche reponirbar zu machen. Von Guyton. — Vor allem führt der Verf. zwei Fälle an, wo eingeklemmte Hernien, nachdem alle Versuche zur Reposition gescheitert waren, während der durch Chloroform-Einathmungen herbeigeführten Betäubung des Kranken mit der grössten Leichtigkeit zurückgebracht worden waren. Diesen Krankheitsgeschichten knüpft der Verf. sodann einige Betrachtungen über die Entstehungsweise der Einklemmung an, und bemüht sich, hieraus die so überraschend günstige Wirkung der Chloroform-Einathmungen bezüglich der Reposition zu erklären. — Die in dem Bruchsacke vorgelagerte und die in der Bauchhöhle enthaltenen Darmpartien befinden sich unter zweierlei, ganz verschiedenen Verhältnissen. Während die erste von einer kaum nachgiebigen, fibrösen Wandung umgeben ist, steht die andere unter dem fast beständig, bei jeder Körperanstrengung, bei jedem Schmerze u. s. w. wechselnden Drucke der contractilen Bauchwandungen. Dieser Druck macht, dass das in dem Darmrohre befindliche Gas in jene Partie des Darmes ausströme, welche ausserhalb des Bereiches der Bauchmuskeln, in dem fibrösen, der contractilen Wände ganz entbehrenden Bruchsacke gelagert ist. Das vorgelagerte Darmstück wird unter gewissen Umständen endlich so mit Gas gefüllt, dass sich seine Wände an jene der Bruchpforte anlegen, wodurch die vorgelagerte, übermässig ausgedehnte Darmpartie das Aussehen gewinnt, als wäre sie durch den Bruchring, wie durch eine ringsum gelegte Ligatur eingeschnürt. Die Reposition ist unter solchen Umständen um so weniger möglich, als der durch die Einklemmung und die Taxis bedingte Schmerz die Bauchmuskeln zu einer continuirlichen Contraction bestimmt, dadurch aber die in der Bauchhöhle gelagerten Darmpartien einem solchen Drucke ausgesetzt werden, dass der auf die Hernie angebrachte Druck, welcher die Entleerung des in der vorgelagerten Partie enthaltenen Gases bezweckt, den Druck der Bauchmuskeln unmöglich überwinden, somit das Gas nicht entfernen, und daher die Vorlagerung nicht zurückbringen kann. Dass sich mit wiederholten Repositionsversuchen wegen den damit verbundenen Schmerzen und Zusammenziehungen der Bauchwand das Gas in der Vorlagerung nur mehrt und die Taxis erschwert wird, leuchtet ein. Der Verf. hält dieses Austreten von Gas aus dem in der Bauchhöhle befindlichen Theile des Darmrohres in die vorgelagerte Partie für die erste und anfangs einzige Ursache der Einklemmung. — Das Einklemmende ist nun entweder der sehnige Leistenring, oder der Bruchsackhals, oder innerhalb des letzteren gebildete pseudomembranöse Fäden, Durchbohrungen des Netzes u. s. w. Der Leistenring kann bei der Einklemmung nur eine passive Rolle spielen, da das ihn zusammensetzende sehnige Gewebe ohne alle Contractilität, und wahrscheinlich auch ohne Elasticität ist. Die Einklemmung durch den Leistenring erklärt sich bei ihrem immer urplötzlichen Auftreten nur dadurch, dass bei einer heftigen Körperanstrengung eine Darmpartie im

entleerten Zustande durch den unnachgiebigen Ring vorgetrieben, und durch fortgesetzte Kraftanstrengung und Druck auf den in der Bauchhöhle enthaltenen Darm aus diesem Gas in die Vorlagerung hineingetrieben wird. Durch den mit der Einklemmung verbundenen Schmerz werden die Bauchmuskeln in einem hohen Grade von Spannung erhalten, daher beständig Gas in die vorgelagerte Partie ausströmt, und auf diese Weise fortwährend ein *Circulus vitiosus* unterhalten wird. Die sofort in der vorgelagerten Darmpartie eintretende Empfindlichkeit, die Störung des Kreislaufes in derselben verursachen endlich eine Blutüberfüllung, und in Folge deren, Verdickung der Wandungen der Vorlagerung als neue Momente zur Einklemmung, die endlich so weit gedeiht, dass Entzündung mit plastischen und serösen Producten, ja Brand und Durchbohrungen eintreten. Sollte durch den Leistenring selbst die Einklemmung herbeigeführt werden, so müsste offenbar seine Verengerung eine so bedeutende sein, dass in den vorgelagerten Theilen alsogleich Brand eintreten würde, denn nur bei so bedeutender Einschnürung liesse sich die Unmöglichkeit, die vorgelagerten leeren Darmpartien zurückzubringen, erklären. Da aber der Brand der Vorlagerung immer später eintritt, kann die Einschnürung durch den Leistenring nicht so bedeutend sein. Es muss die Ursache der Einklemmung demnach in einer Ansammlung von Gas in dem vorgelagerten Theile gesucht werden. Um die Reposition einzuleiten, ist es also erste Bedingung, das in der Hernie enthaltene Gas in die Darmpartien, welche in der Bauchhöhle liegen, zurückzutreiben. Dieses kann aber nur gelingen, wenn die Bauchmuskeln so erschlafft sind, dass der auf die Hernie (also auf eine sehr kleine Oberfläche) ausgeübte Druck den von den Bauchwandungen auf die in der Bauchhöhle enthaltenen Darmpartien ausgeübten Druck zu überwinden im Stande ist, und so das Gas aus der vorgelagerten Partie in die Bauchhöhle zurückweichen kann. Die Chloroform-Einathmungen haben nun diesen Erfolg, sie erschlaffen die Bauchmuskeln so, dass leicht das Gas aus der Hernie zurückgebracht werden kann; sie heben ferner noch die Empfindlichkeit der Theile auf, so dass leicht ein ziemlicher Druck auf den Bruch ausgeübt werden kann. — Wird der Bruchsack selbst an seinem Halse in Folge von Reibung, Druck schlechter Bandagen u. s. w. in einen entzündlichen Zustand versetzt, und nach und nach zu einem sehnigen Ringe verdickt, so kann er auf dieselbe Weise, wie der Leistenring, Ursache zu einer Einklemmung werden, und falls nach einer glücklichen Reposition der ganze Bruch sammt dem Bruchsacke in die Bauchhöhle zurückgebracht worden ist, kann auch innerhalb der Bauchhöhle eine Einklemmung zu Stande kommen. Es gehört hierzu nichts, als dass in die in dem Bruchsacke gelegene Darmpartie Gas im Übermaasse eintrete. Auch in jenen Fällen, wo die Einklemmung durch das Vortreten einer neuen Darm- oder Netzpartie neben die bereits seit längerer Zeit vorgelagerte Darmschlinge zu Stande zu kommen scheint, oder wo alte Adhäsionen, pseudo-

membranöse Fäden die Ursache abzugeben scheinen, ist es nur das aufgehobene Gleichgewicht zwischen dem in der Darmpartie der Bauchhöhle enthaltenen, und dem in der vorgelagerten Partie im Übermasse vorhandenen Gase, was die Einklemmung hervorbringt, wenn gleich die frisch vorgefallene Partie die Bruchpforte verengern hilft. Dass Einklemmungen auch innerhalb der Bauchhöhle zu Stande kommen können, wo doch scheinbar alle Theile unter dem gleichen Drucke der Bauchwandungen stehen, erklärt sich leicht daraus, dass die durch eine Bruchpforte getretene Darmpartie immer eine kleinere Oberfläche darbietet, als die übrigen Darmtheile zusammengenommen, dass daher der Druck auf jene immer ein kleinerer ist, als auf diese; dass somit sich in jenen um so leichter Gas im Übermaasse anhäufen kann, als seinem Ausströmen durch die Ausdehnung der vorgelagerten Partie und durch den Bruchring immer einiger Widerstand entgegengesetzt wird, was bei den übrigen Darmpartien der Fall nicht ist. Der Verf. hat auch die Richtigkeit dieser Theorie durch physicalische Experimente bestätigt. Er machte in ein Kartenblatt ein 3 Centimeter im Durchmesser haltendes Loch, und führte eine Darmschlinge durch, die er dann aufblies. Sie war eingeklemmt, und liess sich nur zurückbringen, wenn man die vor dem Loche, als der Bruchpforte, gelegene Darmpartie, die man unterbunden hatte, öffnete, und so dem Gase freien Austritt gestattete. — Der Nutzen der Chloroform Einathmungen, als Mittel, sämmtliche Muskeln der Bauchwand zu erschlaffen, liegt also klar am Tage. Dass diese Einathmungen nur von vorübergehendem Nutzen sind, wenn die Einklemmung eine alte ist, oder bereits Verdickungen der Darmwände und des Bruchsackes vorhanden sind, oder wenn die vorgelagerte Partie durch pseudomembranöse Fäden an den Bruchsack angeheftet sind, leuchtet ein, denn dann wird das Gas wohl ausgetrieben, und die Einklemmung für den Augenblick aufgehoben werden können; allein da in diesen Fällen die Zurückführung des Bruches in die Bauchhöhle entweder nicht möglich ist, oder wenn sie möglich ist, durch diese Umstände die Gelegenheit gegeben ist, dass sich bei jeder Kraftanstrengung wieder Gas in der vorgelagerten Partie ansammle, wird die Gefahr einer neuen Einklemmung jeden Augenblick vorhanden sein. — Nichts desto weniger sind die Chloroform Einathmungen dennoch ein vortreffliches Mittel; denn es ist nicht gleichgültig, wie viel Kraftaufwand erforderlich ist, um das Gas aus der Vorlagerung ausströmen zu machen, und lange und mit Kraft fortgesetzte Repositionsversuche setzen offenbar den Kranken in Gefahr, was bei der Anwendung des Chloroforms vermieden wird. Zeigt sich nach Austreibung des Gases dessen Unzulänglichkeit zur vollständigen Erreichung des Zieles, so kann man dann immer noch die Operation ausführen, und hat dabei den Vortheil, die vorgelagerten Theile durch die Repositionsversuche nicht in einen Zustand von allzu grosser Reizung versetzt zu haben. (*Gazette méd. de Paris. 1848. Nr. 14.*)

Stellwag.

Geschichte einer künstlichen Afterbildung durch die Enterotomia lumbaris nach der von Amussat modificirten Callisen'schen Methode. Von Didot. — Ein 65jähriger Mann, der bisher gesund gewesen war, fing an, an hartnäckigen Stuhlverstopfungen, abwechselnd mit heftigen und blutigen Diarrhöen, zu leiden. Es gesellten sich stechende Schmerzen in dem Unterleibe hinzu, und bald wurde die Constipation so stark, dass er nur in langen Zwischenräumen unter den heftigsten Anstrengungen fadenförmige Fäces zu Tage fördern konnte. Die Constitution des Kranken litt augenscheinlich mit; es stellte sich eine *Febris lenta* ein, die Zunge wurde trocken, die Haut gelb, der Patient alterte sichtlich, wurde von heftigen Unterleibsschmerzen befallen, die unteren Gliedmassen schwollen an, und sehr häufiges Erbrechen verhinderte, dass er das geringste zu sich nehmen konnte. Da nur geringe Mengen Flüssigkeit in den After eingespritzt werden konnten, war ersichtlich, dass das Hinderniss nicht hoch gelegen sein könne. Der Bauch war zu sehr ausgedehnt, als dass man durch die Bauchdecken eine Geschwulst hätte wahrnehmen können; wohl aber konnte man deutlich den Grimmdarm nach seinem ganzen Verlaufe verfolgen, und fand ihn sehr ausgedehnt. Durch den in den Mastdarm eingeführten Finger fühlte man eine den Mastdarm umgebende harte Geschwulst, von der Grösse einer Billardkugel, mit unregelmässiger Oberfläche, welche ersteren bis auf eine so kleine Öffnung zusammenschnürte, dass eine beöhlte Sonde kaum über $^1/_2$ Zoll vorwärts dringen konnte. Die Unmöglichkeit, die carcinomatöse Geschwulst zu beseitigen, bestimmte den Verf. zur Vornahme der Operation. Nachdem die verschiedenen Muskel- und Zellgewebeschichten der Lendengegend durchtrennt waren, kamen im Grunde der Wunde zwei rundliche, dem äusseren Ansehen nach ganz gleiche Geschwülste zum Vorscheine, deren eine, die hintere, dem Colon, die andere, mehr nach vorne gelagerte, dem mit Bauchfell überzogenen Dünndarme angehörten. Der Verf. legte nun durch Entfernung einiger Fettklumpen die hintere Wand des aufsteigenden Grimmdarmes bloss. Sodann wurden im oberen Winkel der Wunde zwei mit einem gewichsten Faden versehene feine Nadeln, einen Querfinger breit von einander entfernt, in den Dickdarm eingestochen, gerade nach abwärts geführt und wieder ausgestochen, so dass dadurch innerhalb der Darmhöhle zwei parallel von oben nach unten verlaufende Schlingen gebildet wurden, die ein Rechteck umschrieben, von dem jede Seite einen Querfinger lang war. Nachdem nun ein Gehülfe die vier Fadenenden erfasst, und nach verschiedenen Seiten so abgezogen hatte, dass die zwischen den beiden Fadenschlingen gelegene Darmpartie gespannt war, durchtrennte der Verf. die hintere Wand des Colon auf die Länge eines Zolles. Alsogleich stürzte eine ungeheure Menge Darmkoth hervor. Nachdem dieser entfernt war, zog er die beiden, innerhalb des Darm rohres verlaufenden Fadenschlingen durch die Wunde hervor und durchschnitt sie, so dass er statt vier Fadenenden acht hatte, und jedem einzelnen Durchstichspuncte des Darmes Eine Fadenschlinge entsprach. Er erfasste je zwei Fäden einer Seite, zog den oberen nach auf-, den anderen aber nach abwärts, und trennte die beiden dazwischen gelegenen senkrechten Wundränder durch einen wagrechten Schnitt, so dass jetzt die Darmwunde eine kreuzförmige Gestalt bekam, und in jeden der vier Zipfe eine Fadenschlinge eingezogen war. Mittelst dieser vier Fadenschlingen wurde nun die Darmhaut mit der äusseren Haut vereinigt, und so die Möglichkeit hergestellt, durch Verwachsung der Darmhaut mit der allgemeinen Decke einen hinlänglich weiten, dauernd offenen After zu erhalten. Unmittelbar nach der Operation erhob sich der Puls, der Abgang von Fäcalmassen dauerte fort, der Bauch sank ein, und der Appetit stellte sich nach und nach wieder her. Am 18. Tage darnach hatte der Kranke durch den natürlichen After einen Stuhl, der Koth war cylindrisch geformt und fest. Einige Zeit darauf ging durch den natürlichen After eine eiterig blutende, äusserst stinkende Flüssigkeit ab, die Kräfte wollten sich nicht herstellen, und die Hautfarbe blieb sehr schlecht. Der in den Mastdarm geführte Finger zeigte, dass die Geschwulst sich an mehreren Stellen exulcerirt habe. Nach zwei Monaten indess hatten sich die Kräfte gehoben, die Hautfarbe war eine gesündere, der eiterige Ausfluss ein sehr geringer geworden, die Schmerzen waren verschwunden, und der Kranke konnte zu seinen Geschäften zurückkehren. (*Archiv de la médecine belge*, und *Gazette méd. de Paris. 1848. Nr. 13 bis*). *Stellwag.*

Fall von Verrenkung des Astragalus. Von J. Toogood. — Die Seltenheit des Leidens veranlasste den Verfasser zur Bekanntmachung dieses Falles. Die Kranke war 24 Jahre alt, musculös. Die Verrenkung des Knochens ereignete sich vor 5 Monaten, und obwohl die Einrichtung zu Stande gebracht wurde, erfolgte doch die krankhafte Stellung durch die geringste Veranlassung und durch Krämpfe, an denen die Kranke häufig litt, sogleich wieder. Wegen der heftigen Schmerzen nahm sie Opium zu wiederholten Malen, wodurch sie so narcotisirt wurde, dass man für ihr Leben besorgt war. Verfasser beobachtete, als er die Kranke das erste Mal sah, dass der Fuss noch verdreht und die Schienen und Bandagen durch die Heftigkeit der Krämpfe aus ihrer Lage gebracht waren. Nach der Entfernung der Bandagen sah man deutlich, dass eine Verrenkung nach vor- und auswärts bestand. Die spastische Thätigkeit der Muskeln war so heftig, dass alle Versuche einer Reposition hoffnungslos waren, und konnte nur mit den Krämpfen beim Tetanus oder bei Puerperal-Convulsionen verglichen werden. Unter dem Einflusse der Äthernarcose gelang jedoch die Reposition ohne Schwierigkeit, aber erst dann, als der Unterschenkel unter dem Knie fixirt und eine permanente Extension an dem Fusse vorgenommen worden war. Die Neigung zur Dislocation war aber noch so gross, dass es Verfasser für nöthig hielt, einen eisernen Schuh anzuwenden, welcher mit einer stählernen Stütze am Unterschenkel, und mit einer an eine Pelotte befestigten Schraube un-

mittelbar über dem Astragulus versehen war. Nach einem Monate konnte die Kranke sehr leicht, und ohne den geringsten Druck von Seite der Schraube zu erfahren, stehen. Nach kurzer Zeit fühlte sie weder Schmerzen noch Krämpfe und konnte sich dieses Fusses so gut wie des anderen bedienen. (*Monthly Journal. April 1848.*) *Meyr.*

Neues Verfahren bei der Heilung der Oberschenkelbrüche. Von Boisson. — Der Verfasser empfiehlt bei Brüchen, besonders schiefen, des Körpers des Oberschenkelbeines, nicht alsogleich den Extensivverband anzulegen, sondern vielmehr die Extremität durch einige Zeit in einer halbgebeugten Stellung verharren zu lassen. Dadurch werden die Muskeln erschlafft und die Ausdehnung der Gliedmasse leichter und ohne die fürchterlichen Schmerzen möglich, welche durch die gleich anfangs ausgeübte Extension, wo die Muskeln noch mit voller Kraft widerstehen, dem Kranken verursacht werden, besonders wenn er kräftig und musculös ist. Der Extensionsverband ist also erst den 15. bis 18. Tag anzulegen, da ohnediess erst um diese Zeit die Knochenvernarbung sich einzustellen pflegt. Alsdann ist eine geringe Extensionskraft schon sehr wirksam, die Muskeln lassen sich leicht ausdehnen, die Einrichtung des Knochens ist sehr erleichtert und die Knochenflächen werden nicht wieder so leicht verrückt. Man hat dann also dem Kranken die Unannehmlichkeiten des Extensivverbandes während des ganzen vorhergehenden Zeitraumes erspart, und so die Dauer seiner Anwendung sehr abgekürzt. Die Erfahrung spricht endlich auch kräftig für dieses neue Verfahren des Verf.'s, wie zwei sehr genau mitgetheilte Krankheitsgeschichten beweisen. (*Journal de méd. de Lyon 1847* und *Gazette méd. de Paris 1848. Nr. 11*) *Stellwag.*

Über die Excision des Schenkelkopfes bei Caries des Hüftgelenkes. Von Henry Smith. — Diese Operation wurde zuerst vor 30 Jahren von A. White verrichtet; der Knabe, an dem er sie machte, erholte sich nach einem Jahre, und es bildete sich ein neues Gelenk, welches er mittelst eines Schuhes mit hohem Absatze sehr gut zum Gehen gebrauchen konnte. Die Operation gerieth aber in Vergessenheit, bis sie Fergusson wieder verübte. Das gewöhnliche, als Hüftkrankheit unter den Chirurgen bekannte Leiden besteht in einer Ulceration der Knorpel, und Caries der das Gelenk bildenden Knochen. Die meisten Fälle treffen Kinder und junge Leute von krankhaftem und scrophulösem Habitus. Vorzüglich ist der Schenkelkopf wegen seiner schwammigen Structur zu einer scrophulösen Entzündung geneigt. Nimmt die Krankheit zu, so werden auch die lange widerstehenden Gelenksbänder ergriffen, und es findet eine Dislocation Statt; es erfolgt profuse Eiterung, es bilden sich Hohlgänge nach aussen, und in Folge des zunehmenden Localleidens und der dasselbe begleitenden Schmerzen leidet die Constitution sehr; es tritt Schlaflosigkeit, Schwäche und Abmagerung ein. Bisweilen tritt wohl bei kräftigerer Constitution und angemessener Behandlung ein günstiger Erfolg ein; doch lässt sich derselbe in den schwereren Fällen keineswegs erwarten. Es ist daher die Vornahme einer Operation, wodurch die Ursache dieser Leiden entfernt wird, gerechtfertigt. Auch mit den Grundsätzen der Wissenschaft und Kunst steht die Operation im Einklange; denn der kranke Knochen ist als fremder Körper zu betrachten, welcher alle üblen Zufälle herbeiführt, und daher entfernt werden muss. Schwieriger, als die Art und Weise des Vorganges der Operation, ist die Bestimmung der Fälle, in denen sie angezeigt ist. Nicht jeder Fall eignet sich übrigens zur Vornahme derselben. Die Hüftkrankheit muss das letzte Stadium erreicht, die Dislocation des Schenkelbeines muss schon Statt gefunden haben, die Beckenknochen dürfen noch nicht ergriffen sein. Das verdrehte Aussehen der Hüfte und die Verkürzung des Gliedes sind keine sicheren Zeichen der Statt gehabten Dislocation. Es kann dabei der Schenkelkopf noch in der Pfanne, und die Krankheit auf den Schenkelhals und Trochanter beschränkt sein, oder eine partielle Ankylose bestehen. Hat aber die Krankheit lange Zeit gedauert, haben sich Abscesse und Gänge gebildet, so kann man oft mit dem Finger oder mittelst einer Sonde den Schenkelkopf fühlen. Dasselbe lässt sich öfters nach Eröffnung eines hier gebildeten Abscesses erfahren. Es gibt auch keine sicheren Zeichen, welche die Affection der Beckenknochen andeuten; durch die Lage und Richtung der Hohlgänge lässt sich wohl etwas bestimmen; bisweilen ist die Gelenkspfanne durchbohrt, und es entleert sich Eiter in die Beckenhöhle; in diesem Falle dringt durch Husten mehr Eiter nach Aussen hervor, oder er kann sich durch Fistelgänge am After oder durch das Rectum entleeren. Wenn daher eine Dislocation des Oberschenkels besteht und der Schenkelkopf erkrankt gefunden wird, die Beckenknochen aber noch ziemlich frei sind, und keine Communication zwischen den Abscessen an der Hüfte, noch mit dem Becken oder der Bauchhöhle besteht, wenn der Kranke bei diesem Zustande langsam an Kräften abnimmt, und keine Hoffnung ist, die Krankheit durch Arzneimittel zu heilen, so ist man zur Vornahme der Operation berechtiget, welche, obwohl sie grosse Vorsicht und Kenntniss von Seite des Operateurs erfordert, dennoch zu einem günstigen Erfolge führen kann. An der Leiche ist sie schwieriger, als beim Lebenden. Verfasser hält Fergusson's Methode für die beste. Durch einen Schnitt, welcher in der Länge von 6 Zoll durch die Haut und die anderen Gewebe über den Trochanter geführt wird, wird die zu entfernende Partie des Schenkelbeins blossgelegt, der Kopf, Hals und *Trochanter major* desselben werden isolirt und durch Drehung des Gliedes gegen die entgegengesetzte Hüfte aus der Wunde herausbefördert, worauf Fergusson mit einer gewöhnlichen Säge die Trennung von $4^{1}/_{4}$ Zoll des Knochens vollbrachte. Ist bloss der Kopf des Oberschenkels erkrankt, so genügt ein kürzerer Einschnitt von 3—4 Zoll. Wenn der Operateur mehr Raum benöthigt, so kann ein zweiter Einschnitt, der sich mit dem ersteren kreuzt, gemacht werden. Die Verletzung des ischia-

dischen Nerven muss sorgfältig vermieden werden. Die Blutung ist gewöhnlich gering; in den Fällen, welche Verf. beobachtete, war keine Ligatur nothwendig. Man erforsche genau den Zustand der Gelenkshöhle; findet man diese von der Krankheit frei, so ist die Operation beendet; sind aber die Ränder der Gelenkshöhle cariös, so müssen sie mit der Knochenzange entfernt werden, und sollte ein Theil der Pfanne selbst in diesem Krankheitszustande sein, so ist er mittelst des Hohlmeissels wegzunehmen. Der Operateur muss sich jedoch auf den Gebrauch dieser Instrumente wohl verstehen. Die Nachbehandlung wird nach den gewöhnlichen Regeln der Chirurgie eingeleitet, besondere Aufmerksamkeit erfordert aber die Lage des Gliedes. Dieses soll gerade gehalten, so viel als möglich gestreckt werden. Verlauft der Fall günstig, so verlieren sich allmälig die Nachtschweisse und die Unruhe des Kranken, die Entleerung des Eiters nimmt ab, die Gänge, welche allenfalls bestanden, schliessen sich nach und nach. Unter diesen Umständen lässt sich vermuthen, dass jede Quelle der Reizung entfernt wurde. (*The Lancet 1848. Vol. 1. Nr. 14.*) **Meyr.**

Mittel zur Verhütung des Decubitus. Von Purefoy. — Bei einem Falle von componirtem Bruche der Tibia eines alten Mannes, wo ein unerträglicher Schmerz in der Ferse und Brandigwerden der allgemeinen Decke eintrat, legte Verf. eine früher mit lauem Wasser befeuchtete und hierauf beöhlte Ochsenblase im schlaffen Zustande unter die Ferse, füllte sie hierauf langsam durch Aufblasen mit Luft, wodurch der Ferse die nöthige Erhebung gegeben wurde, und der Patient grosse Erleichterung verspürte. Nach einem Monate, während welcher Zeit die Blase nur einmal erneuert wurde, konnte der Kranke schon das Bett verlassen, und war während der ganzen Zeit frei von dem früher gefühlten Schmerze. Auf gleiche Weise hat Verf. durch dieses einfache Mittel das Auftreten des Decubitus verhütet bei einem Kranken, welcher mit ausgebreitetem Brande in Folge von Harninfiltration behaftet, fast zwei Monate auf dem Rücken liegen musste. (*Dublin med. Press* und *Lancet 1848 Vol. 1. Nr. 16.*) **Meyr.**

D. Hygiene.

Piquotiana, eine neue, höchst wichtige Nahrungspflanze. Von Lamare-Picquot. — Dieses ist eine in Nordamerika in Gegenden und unter Verhältnissen vorkommende Pflanze, wie sie in Europa sehr häufig getroffen werden, so dass sich wohl mit Grund vermuthen lässt, sie werde sich in unserem Welttheile leicht cultiviren lassen, in welchem Falle der Landwirthschaft ein ungeheurer Gewinn gesichert wäre. Die Wurzeln dieser Pflanze, welche ein Hauptnahrungsmittel der in jene Gegenden kommenden nomadischen Völkerstämme sind, enthalten gegen 47,21 % gerbstoffhaltiges nahrungshaltiges Mehl, welches wieder stickstoffhaltige Materie 4,09%, mineralische Bestandtheile 1,61 %, Stärkmehl mit etwas Zellstoff und Fett 81,80%, und Wasser 12,50 % enthält. Das getrocknete und mit einem Drittheile oder gleichen Theilen Weizenmehl gemischte Mehl dieser Wurzel liefert ein sehr angenehm schmeckendes Brod. Diese Pflanze ist demnach den Landwirthen nicht genug zu empfehlen. (*Gazette méd. de Paris 1848 Nr. 12.*) **Stellwag.**

Ueber die Verfälschung der Cerealien und das relative Verhältniss der unorganischen Elemente ihrer Körner. Von Loyet. — Um Verfälschungen des Mehls zu entdecken, erwies sich dem Verf. die Einäscherung und sofortige Bestimmung des procentigen Gehaltes an feuerfesten Bestandtheilen als das beste Mittel. Es lässt sich die Menge der fixen Bestandtheile des Getreidemehles durch die Einäscherung sehr genau bestimmen. Da nun das relative Verhältniss derselben nach den Versuchen des Verf.'s in den reifen Saamen der einzelnen Getreide- und Hülsefrüchtenarten durch die Verschiedenheit des Bodens und der vielen Abarten der Pflanzen nur sehr wenig verändert wird, so lässt sich leicht für jede Mehlsorte bezüglich des Gehaltes an fixen Bestandtheilen eine Norm feststellen. Aus dem Abweichen des Verhältnisses der feuerfesten Bestandtheile einer gegebenen Mehlsorte von seiner Norm kann dann ein sicherer Schluss auf die Verfälschung des Mehles gezogen werden. Zu den Versuchen bediente sich der Verf. der verschiedensten Getreidearten und Hülsenfrüchte, mahlte sie auf einer Caffeemühle, schlug das so erhaltene Mehl durch ein Florsieb, trocknete es bei 100° C., und äscherte dann davon Partien von 5 Grammen ein, indem er sie in einem Platintiegel bei einfachem Luftzuge über einer Weingeistlampe bis zum Rothglühen erhitzte. Auf diese Weise behandelt, gab gesiebtes Weizenmehl höchstens 0,8 %, gesiebtes Roggenmehl mindestens 1%, beide im ungesiebten Zustande, also mit ihrer Kleie immer das Doppelte von Asche; Roggenbrot gab 2,6% Aschenrückstand. Gersten- und Hafermehl gaben ohne Kleie 2%, mit Kleie 3 % und darüber, geschälter Reis 0,4%, Mais mit der Kleie 2,2%, ohne Kleie 2%, Buchweizen mit der Kleie 2,2%, ohne Kleie 2,4%, Bohnen mit der Schale 3%, gesiebtes Bohnenmehl 3,2%, Erbsenmehl mit der Kleie (?) 3,3%, Kartoffelmehl 1,4 %, Rübsamen 4%, von Öhl befreit 6%, und Rübsamenkuchen 8%, Leinsamenkuchen aber, wenn sie durch Weingeist alles Fettes beraubt sind, 10% Asche, wobei jedoch zu bemerken, dass das zu diesen Versuchen verwendete Leinsaamen- und Rübsaamenmehl wahrscheinlich durch mineralische Stoffe verfälscht war. Aus dieser Tabelle ergiebt sich, dass jede Verfälschung des Weizen- und Roggenmehles mit Bohnen- oder Erbsenmehl sich durch merkliche Überschreitung des normalen Quantums an feuerfesten Bestandtheilen kund geben müsse. Wirklich ist die Menge des Aschenrückstandes bei einem mit 10% Bohnenmehl gemischten Weizenmehl doppelt so gross, als bei reinem Weizenmehle. Es darf daher Weizenmehl, soll es rein sein, nie mehr als 0,9 % Asche hinterlassen, sonst ist es verfälscht. Beträgt der Aschenrückstand nicht über 2%, so ist

das Mehl höchstens mit dem Mehle von Bohnen oder Erbsen u. s. w. verunreinigt, aber keine Verfälschung mit mineralischen Stoffen anzunehmen, indem, um einigen Gewinn zu geben, die Beimischung mineralischer Stoffe wenigstens $1\frac{1}{2}$—2% des Mehlquantums betragen muss, in welchem Falle die Aschenrückstände von dem verfälschten Mehle schon 4—5% ausmachen. Roggenmehl darf nicht über 1—1,1% Asche hinterlassen. Beträgt der Aschenrückstand 2%, so ist es sicher mit dem Mehle von Hülsenfrüchten oder Leinsaamenkuchen verunreinigt. Zur Erkenntniss der verunreinigenden Stoffe führt nun das Microscop und die chemische Analyse. Das Microscop an und für sich reicht zur Beurtheilung einer Verfälschung des Mehles wohl aus, wenn kleine Mengen verschiedener Mehlarten in einem Mörser zusammen gerieben wurden, keineswegs aber, wenn grosse Massen verschiedener Mehlsorten mit einander gemischt wurden, indem sodann oft Partien unter das Microscop kommen, die aus lauter reinem, oder bloss aus dem beigemischten Mehle bestehen. In diesen Fällen führt dann bloss die mit obigen Untersuchungsmethoden verbundene chemische Investigation zu dem gewünschten Ziele, denn durch verschiedenartige Zusätze müssen auch die chemischen Zusammensetzungen des Mehls und mit ihr die Reactionserscheinungen der Asche auf verschiedene Stoffe verändert werden. So enthält die Asche der Cerealien, des Lein- und Hanfsaamens zweibasische Phosphate, deren Lösung durch salpetersaures Silber weiss gefällt wird, während die Asche der Leguminosen, Cruciferen und Coniferen meist dreibasische Phosphate enthält, die durch dasselbe Reagens gelb gefällt werden. Ist also das Roggen- oder Weizenmehl mit einer einigermassen bedeutenderen Quantität von Hülsenfrüchtenmehl gemischt, so muss sich diese Verfälschung durch einen hellgelben Niederschlag auf salpetersaures Silberoxyd kund geben. Auch zerfliesst die Asche des so verfälschten Weizen- und Roggenmehles wegen der in der Asche der Leguminosen enthaltenen Menge dreibasischer Phosphate sehr leicht, was bei reinem Weizen- und Roggenmehle nicht der Fall ist, obwohl letzteres auch etwas feucht wird. Ferner wird die Asche des mit Bohnen- oder Erbsenmehl verunreinigten Weizenmehles sehr alkalisch, sie bläut dann augenblicklich rothes Lackmuspapier, und bräunt Curcumepapier, was bei der Asche von reinem Weizenmehle nicht der Fall ist. Während ferner der aus der Aschenlösung von reinem Weizenmehle durch salpetersaures Silber gefällte weisse Niederschlag an der Luft sich nicht verändert, wird, wenn Hülsenfrüchtenmehl beigemengt war, der durch dieses Reagens gefällte gelbliche Niederschlag an der Luft violett, und die darüber stehende Flüssigkeit weingelb gefärbt. Die Lösung von Roggenmehlasche giebt mit salpetersaurem Silberoxyd einen weissen Niederschlag, der an der Luft etwas graulich wird, Lackmuspapier bläut und Curcumepapier bräunt. Die Lösung von reiner Gersten- und Hafermehlasche lässt, mit salpetersaurem Silberoxyd behandelt, einen weissen Niederschlag fallen, wirkt aber auf Lackmuspapier wenig, auf Curcumepapier gar nicht ein. Die Asche von Buchweizen gibt mit obigem Silberpräparate einen weissen Niederschlag, färbt rothes Lackmuspapier blau, und Curcumepapier braun; die Asche von gesiebtem Buchweizenmehle gibt zwar den weissen Niederschlag, übt aber auf die Reagenspapiere keinen Einfluss aus. Die Lösung der Asche von Maismehl gibt mit salpetersaurem Silberoxyde einen reichlichen weissen Niederschlag, bläut Lackmuspapier, bräunt aber nicht Curcumepapier; die Asche von Kartoffelstärke, Rübsaamenkuchen des Handels und Leinsaamen sind gegen diese 3 Reagentien unempfindlich. Die Asche von Rübsaamen in Substanz gibt aber bei Behandlung mit salpetersaurem Silberoxyde unter Trübung der Flüssigkeit einen gelblichen Niederschlag, ist jedoch auf Lackmus- und Curcumepapier ohne Einfluss. Die Asche des im Handel vorkommenden Leinsaamenmehles gibt durch salpetersaures Silber einen gelben Niederschlag, färbt rothes Lackmuspapier stark blau, und Curcumepapier dunkelbraun. — Hält man die in diesem Aufsatze mitgetheilten Data fest, so dürfte es wohl leicht sein, jede Verfälschung des Mehles zu erkennen. (*Bullet. de l'academ. royale de scienc. de Belgique* **1847** *Nr.* **11** und **Frorieps** *Notizen VI. Bd. Nr. 7.*) *Stellwag.*

3.

Notizen.

Anstellung.

Das Ministerium des Innern hat über die nachgewiesene Nothwendigkeit der Systemisirung einer siebenten medicinischen Abtheilung für Ausschlagskranke und der Errichtung einer eigenen Primararztesstelle für dieselbe in dem hiesigen allgemeinen Krankenhause hiezu die Bewilligung ertheilt, und diese Primararztesstelle dem ordinirenden Arzte von dieser Abtheilung und Docenten über Hautkrankheiten Dr. Ferdinand Hebra verliehen.

Beförderung.

Das Ministerium des Innern hat die erledigte Kreisarztesstelle zu Korneuburg dem bisherigen Districtsarzte zu Gross-Enzersdorf, Dr. Carl Eberstaller, verliehen.

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Brunnenärztliche Mittheilungen über die Wahl der Jahreszeit beim Gebrauche der Carlsbader Mineralquellen. Von Dr. Leopold Fleckles. Leipzig, bei Fleischer. 1848. 8.

Woher mag es wohl kommen, dass trotz der Fluth von Schriften über Carlsbad dennoch jährlich viele Curgäste von den Brunnenärzten zurückgewiesen werden mit der Erklärung: »Für Ihren Zustand taugen unsere Quellen nicht.« Anderer minder wichtiger Ursachen nicht zu gedenken, heben wir die uns am wichtigsten dünkt, heraus, und fassen sie in den Worten: Die Brunnenärzte selbst sind die Ursache, und zwar durch die Mangelhaftigkeit ihrer balneologischen Geisteserzeugnisse. Unter dieser Mangelhaftigkeit verstehe ich aber nicht ein »zu wenig,« sondern ein »zu viel« des Inhaltes. Glaubt man doch, wenn man eine solche Brunnenschrift in die Hand nimmt, es sei denn nun und nimmer möglich, dass irgend ein Mensch krank werde oder gar sterbe; in so grosser Zahl sind die Krankheiten aufgeführt, in denen diese oder jene Quelle, getrunken oder als Bad verwendet, unsterbliche Dienste leistet. Musste ich doch vor noch nicht gar langer Zeit in einer eben auch Carlsbad besprechenden Schrift von den Erfolgen lesen, die die Carlsbader Wässer, getrunken, bei Hornhauttrübungen hatten. Ein derartiges Treiben habe ich, seit mehreren Jahren alle balneologischen Schriften in diesen Blättern besprechend, mehrmals als verächtlich bezeichnet, und zwar um so verächtlicher, als es sich hier nur immer um das liebe Ich und das *pro domo sua* handelt. — Indess muss auch diess endlich einmal weichen, und nicht mehr so gering ist die Zahl der Brunnenärzte, die, solchem Treiben, abhold, die Ergebnisse ihrer vorurtheilsfreien und uneigennützigen Studien dem ärztlichen Publicum von Zeit zu Zeit mittheilen, und hiedurch unstreitig mehr nützen, als die ganze Sippe Jener, die unablässig in die Ruhmesposaune stossen, wobei aber für den tiefer Sehenden immer des Pudels Kern bleibt, eine möglichst grosse Anzahl von Curgästen herbei zu ziehen.

Nach diesen Vorbemerkungen erlaube ich mir, meine Collegen auf ein kurzes, aber desto interessanteres Schriftchen aufmerksam zu machen. Sein Verfasser, vielfach wissenschaftlich thätig, erwarb sich um Carlsbad anerkennenswerthe Verdienste, und erweiterte dieselben durch vorliegende Blätter, die, unbeschadet des Verf.'s bekannten Ansichten, zunächst den Frühlingscuren das Wort reden. — Zum ersten Male dürfte in einer Badeschrift der Augenkrankheiten etwas ausführlicher gedacht sein. Mit dem daselbst Gesagten darf ich mich im Allgemeinen einverstanden erklären, obwohl die Antispecifiker unter den Augenärzten ein wenig die Stirne runzeln werden, wenn sie lesen: dass oftmals der Gichtstoff, der sich dem edleren Sehorgane mittheilte, mittelst einer günstigen Crise durch Schweiss und Harn, oder selbst durch einen gichtischen Paroxysmus ausscheiden werde. Mehr Beifall dürfte der Verf. bei den Anhängern der Jüngken'schen Schule finden, bei der die Worte »Abdominalgefässe, Abdominalophthalmie, diese oder Augenentzündung auf abdominellem Boden etc.« eine bedeutende Rolle spielen, in Ermanglung eines Bessern oft als diagnostische Nothbehelfe dienen müssen, und bekanntlich in Carlsbad oder Marienbad ihre Panacee finden. — Sehr beachtenswerth und allen Brunnenärzten zu weiterer Beobachtung empfohlen bleibt die Abhandlung über die Heilung einiger Geisteskrankheiten durch den Gebrauch der Carlsbader Thermen.

Blodig.

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1848.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

De la paralysie *pellagreuse. (Recherches faites dans les hôpitaux de Lombardie dans les mois de septembre et d'octobre 1847), par M. Baillarger. In-4. de 16 p. Paris, J. B. Baillière (1847).*

Des hallucinations *hypnagogiques, ou des erreurs des sens dans l'état intermédiaire entre la veille et le sommeil, par M. A. Maury. In 8. de 15 p. Paris, impr. de Martinet.*

Essai *sur la méningite cérébro-spinale épidemique..., par le docteur L. Compauyo. In-8. de 4, n. c., et 148 p., plus une pl. Paris, J. B. Baillière; Montpellier, L. Castel (1847).*

Mémoires *de la Société vétérinaire des départements du Calvados et de la Manche. XVI. année. 1845—1846 (n. 12). In 8. de XXVII et 256 p. Caen, Poirson et fils (1847).*

Notice *sur la fabrication des eaux minérales gazeuses, par P. Savaresse. 3. édition. In 8. de 4, n. c., III et 98 p., plus 3 pl. Paris, l'auteur, rue des Marais-du-Temple, 36.*

Nouveau *traitement du catarrhe chronique de la vessie, par la méthode des injections..., et la méthode spéciale de M. Goeury-Duvivier. In-8. de 80 p. Paris, Hébrard, J. B. Baillière.*

Gedruckt bei J. P. Sollinger.